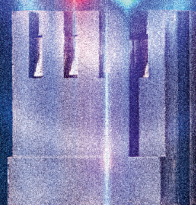


**MANFRED BOMM**

# Lausch- kommando

*Kriminalroman*

 **GMEINER** **SPANNUNG**



**MANFRED BOMM**

Lauschkommando



**MANFRED BOMM**

# Lauschkommando

*Der 15. Fall für August Häberle*

SPANNUNG

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:  
Machtkampf (2014), Grauzone (2013), Mundtot (2012), Blutsauger (2011),  
Kurzschluss (2010), Glasklar (2009), Notbremse (2008),  
Schattennetz (2007), Beweislast (2007), Schusslinie (2006),  
Mordloch (2005), Trugschluss (2005), Irrflug (2004),  
Himmelsfelsen (2004)

*Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2015 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2015

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: © ra2studio/shutterstock.com  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-4603-0

Gewidmet allen, die sich mit Mut und Ausdauer für den Schutz der Meinungsfreiheit und der Privatsphäre einsetzen. Lassen wir es nicht zu, dass finstre Kräfte allorts versuchen, die Kommunikationswege und die Errungenschaften der Technik für ihre Machtinteressen missbrauchen.

Möge verhindert werden, dass eine digitale Parallelwelt das reale Leben beherrscht. Dazu bedarf es auch engagierter Menschen, die mit fundierter Recherche und objektiver Berichterstattung ans Licht bringen, was sich im Grauzonen-Bereich unserer Gesellschaft abspielt. Die Journalisten müssen sich ihrer Verantwortung bewusst sein und nicht kritiklos und ohne zu hinterfragen den einseitigen Verlautbarungen von Interessenvertretern Glauben schenken. Deshalb sollten sich die Medien davor hüten, ihre Hauptaufgabe, nämlich »vierte Gewalt« im Staate zu sein, kampflos dem allgegenwärtigen Zeitdruck und der aufs Minimalste reduzierten »Online-Sprache« zu opfern.

Seien wir alle wachsam und misstrauen wir denen, die uns mit Halbwahrheiten, Schönreden und falschen Behauptungen manipulieren wollen.



Nie hatte er mit jemandem darüber reden können. 28 Jahre lang. Das Leben, das er lebte, war nicht seines. Alles, was er erzählte, war eine schöne Geschichte, die er sich detailgenau ausgedacht hatte. Sie war stimmig und logisch und dank zuverlässiger Helfer jederzeit nachvollziehbar. Hieb- und stichfest, vor jeder Behörde, und, wenn es sein musste, auch vor der Justiz.

Johannes Mehlfurt galt in dem kleinen Dorf am Rande der Schwäbischen Alb als gut situierter Familienvater, war irgendwann Mitte der 90er-Jahre mit Frau und Sohn in ein kleines schmuckes Eigenheim gezogen und tat alles, um dem Image eines vollbeschäftigten Freiberuflers zu entsprechen, der oftmals tagelang unterwegs war, um als Servicetechniker Kunden der Elektronikbranche aufzusuchen und zu betreuen. An seinem Dienstwagen, einem schwarzen Audi ohne Firmenaufschrift, war ein HDH-Kennzeichen des Kreises Heidenheim angebracht. Doch bei Bedarf konnte er es mit wenigen Handgriffen austauschen. Für solche Fälle hatte er die dazugehörenden Fahrzeugpapiere in einer feuersicheren Box versteckt.

Denn es kam durchaus vor, dass er in Regionen unterwegs war, in denen er mit seinem Heidenheimer Kennzeichen nicht gleich als Fremder auffallen wollte.

Sobald Mehlfurt auf Geschäftsreise ging, war er nicht mehr der Mehlfurt, den seine Nachbarn und Freunde als den sportlichen Endfünfziger kannten, der joggte, radelte und sich bei den Dorffesten in geselliger Runde wohlfühlte.



Wenn er dies alles hinter sich ließ, schien es ihm so, als würde er mit Beginn einer Dienstreise dieses bürgerliche Leben abstreifen und in eine andere Dimension eintauchen – in eine Scheinwelt, aus der es längst kein Entrinnen mehr gab. Er fühlte sich wie ein Schauspieler, der seit Jahr und Tag in die Hauptrolle einer mittelmäßigen Fernsehserie gezwängt wurde. Manchmal überkamen ihn sogar Zweifel, welches seiner beiden Leben nun die Realität war.

Anfangs hatte er dies alles wie ein großes Abenteuer genossen – als ein spannendes Spiel, in dem er die Rolle des Helden übernehmen durfte. Schließlich war er damals erst 28 Jahre alt gewesen, ein Draufgängertyp und bereit, die Welt einzureißen, wenn man ihm nur genügend dafür bezahlte. Die Begegnung, die er damals in Göppingen hatte, war deshalb geradezu schicksalhaft gewesen, ja sogar eine wichtige Weichenstellung für seine persönliche Zukunft. Er hatte in dieser Stadt unter dem Hohenstaufen bei der Telekom gearbeitet und ganz in der Nähe der sogenannten ›Cooke Barracks‹, dem Kasernengebiet der 1. US-Infanteriedivision, größere Verkabelungsarbeiten vorgenommen. Es waren die Jahre, als das digitale Zeitalter erst aufzuziehen begann. Noch hatte der Kalte Krieg die Weltmächte im Klammergriff. 1986, als US-Präsident Ronald Reagan in Reykjavik mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten Michail Gorbatschow zusammengekommen war und die Welt einen Nachmittag lang auf einen ›historischen Durchbruch‹ gewartet hatte, von dem bis heute keiner weiß, ob er damals tatsächlich in greifbare Nähe gerückt war. Zumindest ist nie etwas davon an die Öffentlichkeit gedrungen.

An diesem Ereignis konnte Mehlfurt nach all den Jahren seine ganz persönliche historische Wende festmachen. Oktober 1986. Vor 28 Jahren. So lange war das nun her.

Wann immer er sich in diese Tage zurückversetzte, überkamen ihn all die Gefühle wieder und manches von dem, was er dann in Gedanken durchlebte, bescherte ihm bisweilen eine Gänsehaut. Er hatte sich so wichtig und bedeutsam gefühlt. Damals. Als Geheimnisträger. Im Auftrag einer Weltmacht unterwegs, ein kleines Rädchen zwar nur – aber immerhin. Und dies in einer Zeit, als niemand daran glaubte, dass die Teilung Deutschlands jemals ohne einen dritten Weltkrieg beendet werden würde.

Jetzt, mit zunehmendem Alter und nahezu eine Menschheitsgeneration nach der großen weltpolitischen Wende, beschlichen ihn zunehmend Zweifel, ob er länger ein Teil dieses Systems und seiner alles umfassenden Machtstrategie sein wollte.

Die Männer, die ihn 1986 bei der deutsch-amerikanischen Freundschaftswoche angesprochen hatten – allesamt gutsituierte US-Bürger – waren gewiss längst im Ruhestand, irgendwo im sonnigen Florida, falls sie überhaupt noch lebten.

Er selbst konnte sich nie beklagen. Die Honorare flossen, versteckt über ein fiktives Berliner Software-Unternehmen, reichlich und pünktlich, sehr üppig auch zusätzliche Zuwendungen in bar und seine Ehefrau hatte nie über seine unregelmäßigen Arbeitszeiten und manchmal wochenlangen Dienstreisen gemurrt. Aus dem Sohn Ralf war ein ehrgeiziger Student und seit Kurzem ein erfolgreicher Elektronik-Spezialist in Frankfurt geworden. Allerdings hatte sich Ralf frühzeitig vom Elternhaus abgenabelt. Viel zu früh, wie Mehlfurt es empfand. Vielleicht hatten sie sich auch viel zu wenig um ihn gekümmert.

Mit zunehmendem Alter beschlich Mehlfurt das Gefühl, seinen Job nicht bis zum Eintritt ins Rentenalter durch-

halten zu können. Er wollte nicht mit einem Doppelleben in den Ruhestand gehen. Natürlich wusste er, dass es ihm unter Androhung allerschwerster Sanktionen verboten war, jemals Außenstehenden etwas über seine Arbeit zu erzählen. Nicht mal seine Frau hatte er einweihen dürfen. Inzwischen wunderte er sich, dass sie ihm stets all die erfundenen Geschichten über seinen Arbeitsalltag abgenommen hatte. Nie war sie mit bohrenden Fragen in ihn gedrungen. Manchmal kam ihm diese Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit schon verdächtig vor.

Aber vermutlich hatte ihn sein Job allzu sehr geprägt, der ihn hinter allem und jedem eine Gefahr lauern sah. Misstrauen war schließlich oberstes Gebot. Er ertappte sich immer öfter dabei, während eines Gesprächs mit seiner Frau völlig abwesend zu sein. Wie würde sie reagieren, wenn er ihr eines Tages trotz des strengen Verbots die Wahrheit sagen würde? Eines Tages, wenn sie irgendwo in einem fernen Land ein neues Leben anfangen. Für ihn wäre es schon das dritte. Und die Weichen dafür hatte er bereits gestellt.

Aber würde Silke dann mit ihm gehen? Wäre sie bereit, ihren mit viel Herzblut paradiesisch angelegten Garten zu verlassen, den beschaulichen Ort, die Schwäbische Alb? Sie hatten sich vor 28 Jahren in Göppingen kennengelernt, kurz nachdem er in diesen Job eingestiegen war. Silke hatte im deutsch-amerikanischen Verbindungsbüro der ›Cooke Barracks‹ als Sekretärin des örtlichen US-Generals gearbeitet, wo er einige Male tätig gewesen war – damals noch im Auftrag der Telekom. Seltsamerweise, so dachte er jetzt, hatten sie den Beginn ihrer Freundschaft, streng genommen, seinem Doppelleben zu verdanken. Ohne diesen Job hätte er das Mädchen vermutlich nie kennengelernt.

Doch nun drängten sich ihm bohrende Fragen auf: Konnte er es mit seinem Gewissen vereinbaren, all die Dinge, die seither geschehen waren und die er mitverantwortet hatte, eines Tages mit ins Grab zu nehmen? Hatte er nicht einst geglaubt, einen winzigen Beitrag für eine bessere Welt zu leisten? War er nicht geradezu in einen Tausel verfallen, als im November 1989 plötzlich die Welt eine andere zu werden schien?

Zugegeben, so mahnte ihn sein Gewissen, auch er hatte in diesen Wochen und Monaten Sorge gehabt, den Job zu verlieren oder – noch schlimmer – von der falschen Seite entlarvt zu werden. Dann jedoch war alles ganz anders gekommen: Als die Grenzen offen waren und sowohl politisch als auch gesellschaftlich eine völlig unübersichtliche Lage entstand, mussten erst recht aus allen Bereichen des Lebens Informationen und Erkenntnisse gewonnen werden. Immerhin hatte die DDR ganze Heerscharen von Spitzeln, Spionen und informellen Mitarbeitern – wie die Denunzianten genannt wurden – mit in die staatliche Ehe gebracht. Und nach wie vor stand bei den Weltmächten, zumindest dort, wo noch immer Betonköpfe an den Schaltebeln saßen, die Frage im Raum: Kann man dem anderen trauen?

Als Mehlfurt an diesem Sommermorgen über die einsame und karge Hochfläche fuhr, waren seine Gedanken so weit weg, dass er beinahe den Traktor übersehen hätte, der bei Lonsee mit einem Güllefass aus einem Feldweg eingebogen war. Ein paar Kilometer weiter fädelte er sich in Urspring in die Bundesstraße 10 ein, um in Richtung Stuttgart abzubiegen. Die Nordkante der Schwäbischen Alb war noch in sanfte Morgennebel gehüllt. Wie jetzt, so hatte er seit Monaten bei seinen einsamen Fahrten über

die Zukunft nachgegrübelt. Und mehr und mehr schoben sich dabei auch Ängste in den Vordergrund, was geschehen würde, wenn eines Tages etwas schief lief. Bisher hatte er oft genug mehr Glück als Verstand gehabt. Einige Male war er sogar nur dank wohlwollender Netzwerke und vielfältiger Kontakte seiner Auftraggeber aus der Schusslinie genommen worden.

Natürlich konnte er jederzeit in brenzlige Situationen geraten, die nicht auf geheimen und dezenten Wegen aus der Welt zu schaffen wären. Vor allem musste er auf der Hut vor diplomatischen Verwicklungen sein, bei denen sich erfahrungsgemäß zuerst die ›hohen Herrschaften‹ in Sicherheit brachten und notfalls ein Bauernopfer auf der Strecke blieb. Das konnte sehr schnell er selbst sein.

Während sich der schwarze Audi Q5 im morgendlichen Berufsverkehr langsam der berühmten Geislinger Steige näherte, versuchte Mehlfurt, sich auf seinen Auftrag zu konzentrieren, an den ihn die Stimme aus dem Navigationsgerät erinnerte. Noch vor der Gefällstrecke wies sie ihn nach rechts in ein großes Waldgebiet, abseits von Bundesstraße und Eisenbahnstrecke. Seit über zehn Jahren bereits wurden ihm die sogenannten Service-Termine nicht mehr direkt übermittelt. Nachdem es die digitale Funk- und Ortungstechnik erlaubte, sämtliche Spuren in den Datennetzen nachzuvollziehen, galten Botschaften auf diesen Wegen als äußerst gefährlich – trotz der Möglichkeit, sie zu verschlüsseln. In den USA, so schien es Mehlfurt, hatten sie offenbar nach den Anschlägen des 11. September 2001 Technologien entwickelt, die bis dahin ins Reich der Science-Fiction verwiesen worden waren. Weil aber zu befürchten war, dass nicht nur die USA über solche Möglichkeiten verfügten, sondern sich auch andere hoch

technisierte Länder derartiger ›Waffen‹ bedienten oder gar schon Abwehrmethoden dagegen entwickelt hatten, durfte die Kommunikation auf den untersten Ebenen nur über Kanäle geführt werden, die sich mit elektronischen Spürgeräten nicht nachvollziehen ließen. Das alte System der ›toten Briefkästen‹ war modifiziert worden – und dies auf eine ganz simple Weise, die trotzdem kein Außenstehender entschlüsseln konnte. Es sei denn, es gab einen Verräter.

Deshalb erhielt er alle sechs Monate auch einen neuen Verschlüsselungskatalog zugespielt, der die Standorte der ›toten Briefkästen‹ in codierten Längen- und Breitengraden enthielt. Ein Navigationsgerät führte ihn bis auf wenige Meter genau an den genannten Geländepunkt, wo er stets Punkt acht Uhr sein musste, um ein versteckt angebrachtes Speichermedium mit den weiteren Aufträgen abzuholen und gegen jenes auszutauschen, das die Ergebnisse seiner Arbeit der vergangenen Monate enthielt.

Die Sticks oder Chips waren immer kleiner geworden, sodass sie in einer unscheinbaren verrosteten Hülse mit magnetischer Ummantelung Platz fanden. Diese konnten an Metallpfosten oder an die Rückseite von Verkehrs- oder Werbeschildern, an Leitungsrohre in Autobahntoiletten oder an Geländer geheftet werden, ohne dass sie einem flüchtigen Betrachter auffielen. Zwar war es nicht möglich, solche ›toten Briefkästen‹ mit den Koordinaten zentimetergenau zu orten, aber da die üblicherweise benutzten Objekte von vornherein feststanden, hatte Mehlfurt im Lauf der Zeit einen geübten Blick entwickelt, sodass ihm bereits beim Annähern an den Zielort klar war, wohin er sich unauffällig begeben musste.

Meist konnte er im Vorbeischlendern den kleinen Magnetkassiber mit einem unauffälligen Griff gegen den ande-

ren austauschen. Die Hülsen waren äußerlich so beschaffen, dass sie wie ein Teil der Vorrichtungen aussahen, an denen sie hingen. Niemand käme auf die Idee, darin brennende, gespeicherte Informationen zu vermuten. Und selbst wenn jemand das Speichermedium fände, bräuchte er die passende Software, um den Text überhaupt sichtbar zu machen. Alles war mehrfach gesichert, codiert und verschlüsselt.

Welcher Standort jeweils aktuell war, unterlag einem Zufallsprinzip, das erst wenige Stunden vor der Abholung entschlüsselt werden konnte: durch die Lottozahlen.

Dr. Eva Langbein konnte energisch sein – insbesondere wenn sie den Eindruck hatte, nicht alles, was in Konferenzen und Meetings besprochen wurde, würde geheim bleiben. Seit sie dieses Forschungszentrum im Ulmer ›Science-Park‹ leitete, wie der moderne Komplex auf einer Anhöhe am nordwestlichen Stadtrand von Ulm genannt wurde, war sie strikt darauf bedacht, keines der Ergebnisse, das sie und ihr Team bei der Erforschung zur Speicherung elektrischer Energie erzielt hatten, nach außen dringen zu lassen. Als promovierte Physikerin war ihr klar, dass ein globales Wettrennen um diese Technologien begonnen hatte. Zwar versicherten Politiker und Wissenschaftler immer wieder, dass die effiziente Stromspeicherung für die gesamte Menschheit von nahezu existenzieller Bedeutung sei, weshalb sich die Forscher gegenseitig unterstützen sollten, doch letztlich wollte jede Gruppe die Nase vorn haben. Noch immer waren die Akkus – egal ob in Handys oder Autos – nicht leistungsfähig genug. Die elektrische Mobilität, daran bestand kein Zweifel, würde erst dann ihren Durchbruch erleben, wenn die Problematik des Strom-

speichers gelöst war. Eva Langbein, gerade 27 geworden, wurde hinter vorgehaltener Hand nachgesagt, als ein ›Kind des Schwabenlandes‹ den Ehrgeiz und das Tüfteln bereits in die Wiege gelegt bekommen zu haben. Hinter ihr stand eine lange Familientradition fleißiger und erfindungsreicher Männer. Noch heute lebten einige Nachkommen, einschließlich sie selbst, von Patenten, die Vater und Großvater angemeldet hatten. Die geschützten Entwicklungen waren freilich meist mechanischer Art. Heute, so schien es Eva Langbein, war gewiss alles erfunden, was sich mit Zahnrädern und herkömmlicher Motorenkraft bewegen ließ. Inzwischen funktionierte die Welt digital. Doch die Energie, die man dazu brauchte, musste meist im selben Augenblick irgendwo produziert und in die Leitungen geschickt werden. Ein ungeheurer Nachteil. Die Menschheit hatte zum zweiten Mal in ihrer Geschichte ihre Zivilisation auf eine wacklige Technologie gesetzt. Nach der Kernkraft, für deren hochgefährliche Abfallstoffe es bis heute keine Entsorgungslösung gibt, war es nun die Elektronik, die so empfindlich und zerbrechlich war, dass die gesamte Zivilisation durch einen Ausfall der Stromversorgung lahmgelegt werden konnte. Man brauchte heute keine Panzer und Bomben mehr, um Länder in die Knie zu zwingen.

»Liebe Kollegen«, begann sie und blickte in die Runde ihrer vier engsten Mitarbeiter, die sich in einem weiß getünchten Besprechungszimmer an einem ovalen Tisch versammelt hatten, »dass wir uns heute ausnahmsweise hier in dieser etwas unpersönlichen Umgebung treffen, hat einen Grund, den ich euch gleich erklären werde. Ich muss euch nämlich etwas mitteilen, das mich seit Längerem umtreibt, aber seit gestern ernsthaft beschäftigt, ja



sogar schockiert hat. Und ich will verhindern, dass etwas davon nach außen dringt.« Sie wischte sich eine Strähne ihrer schulterlangen Haare aus dem Gesicht und setzte ein ernstes Gesicht auf, das so gar nicht zu der legeren Atmosphäre passte, die bei solchen Gesprächsrunden normalerweise herrschte. Die jungen Männer, die gerade erst ihr Studium hinter sich gebracht hatten, mochten diese Art der kollegialen Zusammenarbeit. Vor allem aber schätzten sie es, ihrem Forscherdrang freien Lauf lassen zu können, und nicht, wie sie es von vielen ihrer einstigen Kommilitonen zu hören bekamen, in die Hierarchie eines Industrieunternehmens gepfercht zu sein. Ganz zu schweigen davon, dass sie sich dort als Anzug- und Krawattenträger von jenen abheben mussten, die in den Produktionsstätten mit Billiglöhnen abgespeist wurden, damit sich die Cheftagen und die Aktionäre bestens versorgen und Bonuszahlungen einsacken konnten.

Hier in diesem Forschungsinstitut galten andere Gesetze. Denn nur wer nicht tagtäglich um Macht und Ansehen kämpfen musste, hatte einen freien Kopf, um der Menschheit wirklich wichtige Dinge zu bescheren. Eva Langbein konnte sich noch gut der Worte ihres Großvaters entsinnen, der stets die Leistungen seiner Mitarbeiter geschätzt und bei vielen Gelegenheiten betont hatte, dass sie es seien, denen das Unternehmen den Erfolg zu verdanken habe. Und er hatte es nie bei »schönen Worten« belassen, sondern alle auch mit finanziellen Zuwendungen daran teilhaben lassen. »Mit zufriedenen Mitarbeitern«, so hörte ihn Eva Langbein noch heute sagen, »können wir jeden Konkurrenten aus dem Feld schlagen.«

Sie lächelte charmant in die Runde der Kollegen, die sie mit betretenen Gesichtern betrachteten. So ernst hatten

die Männer ihre Teamleiterin noch nie erlebt. »Ihr wisst, dass mir sehr viel daran gelegen ist, dass alles, was bei uns hier geschieht, unter Verschluss bleibt.« Die Zuhörer, die nacheinander Kaffee in die bereitgestellten Tassen gegossen hatten, nickten voller Spannung auf das, was kommen würde.

»Ihr wisst aber genau so gut wie ich, was im vergangenen Sommer geschehen ist. Stichwort ›Snowden‹.« Sie brauchte keine weiteren Ausführungen dazu zu machen. Alle wussten, dass es der Name jenes ehemaligen Mitarbeiters des US-Geheimdienstes NSA war, der brandheiße Dokumente an die Öffentlichkeit gebracht hatte. Seither war die Diskussion um Bespitzelungen und Abhöraktionen nie mehr verklungen. »Ich gehe davon aus«, fuhr die promovierte Physikerin fort, »dass nur die berühmte Spitze des Eisbergs bekannt geworden ist. Vermutlich können wir uns gar nicht vorstellen, wie groß das Ausmaß dessen ist, womit die Geheimdienste – und zwar nicht nur jene der Amerikaner – weltweit operieren.« Sie nahm einen Schluck Kaffee, wobei an ihrer Hand ein goldener Ring aufblitzte. »Es wäre zu kurz und zu einfach gedacht, dass sich diese Netzwerke nur auf angebliche Terroristen konzentrieren. Ich denke, dass aus den Abhörsystemen alles herausgeholt wird, was möglich ist. Oder glaubt ihr, man könnte durch Datenschutzgesetze etwas verhindern, das ohnehin so geheim ist, dass selbst Politiker, die es kraft ihres Amtes wissen müssten, keine Ahnung davon haben? Mein Gott«, resümierte sie, »was allein im letzten Jahr bekannt geworden ist, ist so unglaublich, dass man's in keinen Kriminalroman einbauen könnte, weil es derart weit hergeholt erscheint, dass jeder Verleger sagen würde: Nein danke, für Science-Fiction haben wir keinen Platz.«

Die jungen Männer nickten. Keiner hatte, wie ansonsten bei den Meetings üblich, an seinem Smartphone herumgefigert. Jeder von ihnen wartete gespannt, worauf die Team-Chefin an diesem Sommermorgen hinauswollte. Schließlich kam es äußerst selten vor, dass sie auf diese offiziell erscheinende Weise mit ihnen kommunizierte. Meist waren es kurze, oft auch flapsige Gespräche. Aber heute, das spürten sie, hatte sie offenbar ein ernstes Anliegen.

»Um es kurz zu machen«, sagte sie, als habe sie die Ungeduld ihrer Zuhörer erraten, »ich befürchte Hacker-Angriffe auf uns. Auf das Institut, aber auch auf jeden Einzelnen von uns.«

Die Männer sahen sie ungläubig an. Bisher hatten sie über eine solche Gefahr zwar Witze gerissen, aber dass sie plötzlich selbst im Fokus stehen könnten, war ihnen nie ernsthaft in den Sinn gekommen. Außerdem waren ihre Computer mit allerlei Schutzprogrammen ausgerüstet.

Nach zwei Sekunden betretenen Schweigens fuhr Eva Langbein fort: »Was ich euch jetzt sage, liebe Kollegen, das muss unbedingt unter uns bleiben. Ich sage es euch, damit ihr erkennt, wie ernst es mir ist. Und weil ich möchte, dass ihr Augen und Ohren offen haltet, insbesondere in eurem Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis.«

Die Zuhörer gierten förmlich nach den Gründen, die die Frau bewogen hatten, diese Warnung auszusprechen. »Ich habe gestern in meiner Wohnung etwas gefunden, das mich zutiefst schockiert hat«, machte sie langsam weiter und hob eine kleine Schachtel auf den Tisch, die sie auf einem Stuhl neben sich liegen gehabt hatte. Alle Augen waren darauf gerichtet, als sie die zusammengefalzten Pappaschen öffnete und hineingriff. Zum Vorschein kam das Innenteil einer Steckdose, wie sie üblicherweise in Neu-

bauten unter Putz verlegt wurde. Ein ziemlich profanes Objekt, das so gar nicht zu ihrem elektronischen Forscheralltag passen wollte.

»Ihr kennt das«, machte die Team-Chefin sachlich weiter und hielt die Steckdose hoch, von der nur das matte Metall der Schutzkontakte und der beigefarbene isolierende Sockel zu sehen waren. Eva Langbein umfasste die viereckige Metallhalterung vorsichtig mit Daumen und Zeigefinger, als handle es sich um ein wissenschaftliches Beweismittel. »Auf den ersten Blick nichts Besonderes«, stellte sie fest. »Hat jeder von uns dutzendweise in der Wohnung. Und doch solltet ihr eure Aufmerksamkeit darauf richten.« Sie deutete mit einem Kugelschreiber auf eine der beiden Öffnungen für die Kontaktstifte des Steckers. Die Männer standen auf und kamen näher, worauf ihre Chefin erläuterte: »In dieses Loch hier kriegt ihr keinen Stecker rein.« Sie reichte das Objekt herum, sodass sich jeder davon überzeugen konnte.

»Da steckt schon was drin«, stellte einer der Männer erstaunt fest.

»Volltreffer, mein lieber Oliver«, erwiderte die Naturwissenschaftlerin. »Und ich kann euch auch gleich zeigen, was es ist.« Sie ließ sich die Steckdose wieder geben, holte aus der Schachtel eine Pinzette hervor und stocherte, über den Rand ihrer Brille blickend, in das verstopfte Loch. Nach mehreren Versuchen zog sie einen knapp einen Zentimeter langen Metallstift heraus, der im Schein der durchs Fenster strahlenden Sonne glänzte. Sie hob ihn vorsichtig in die Höhe. »Was so aussieht, als sei's das abgebrochene Stück eines Steckers, ist ein Hightechgerät«, erklärte sie triumphierend und fügte an: »Spionage vom Feinsten, liebe Kollegen.«

Die Gespräche verliefen zäh. Karl-Eugen Misselbrünn, das wussten alle, die er während seiner Dienstreise besuchte, legte allergrößten Wert auf seinen Titel, der bankintern ›Financial Director of Science-Economy-Solution Bank (›Sesoba‹)› lautete. Obwohl niemand so genau wusste, welche Aufgaben seinem Einmannresort oblagen und um welche Art von Bank es sich handelte, war diese Bezeichnung immerhin dazu angetan, jedem Leser seiner Visitenkarte Respekt einzuflößen. Die »Sesoba«, die sein Brötchengeber war, hatte sich in den Jahren der allgemeinen Finanzkrise an den Geldtransfers und Rettungsschirmen gesundgestoßen, wobei selbst für die meisten Mitarbeiter im Dunkeln blieb, auf welch wundersame Weise und vor allem wovon die Gelder abgeschöpft wurden. Aber weil die Geschäftstätigkeit im Einklang mit den EU-Mitgliedsstaaten stand, entzog sich die Bank auch den Kontrollen der Einzelstaaten – ganz abgesehen auch davon, dass nur wenige Abgeordnete der jeweiligen Regierungen überhaupt in der Lage gewesen wären, Bilanz und Geschäftsbericht auch nur annäherungsweise zu verstehen.

Misselbrünn war nach unterschiedlichen Jobs bei großen internationalen Banken vor wenigen Jahren dank der vielfältigen Beziehungen eines einflussreichen Freundes beim Bundesfinanzministerium zu ›Sesoba‹ gekommen. Diesem hatte er als Gegenleistung ein kleines Landhäuschen in der Toskana besorgt, wobei natürlich die wahren Besitzverhältnisse dort elegant verschleiert wurden.

Auch Misselbrünn hätte gerne seinen Wohnsitz an eine exklusivere Adresse verlegt. Doch einerseits hing er an seinem großen Anwesen auf dem sonnigen Hochplateau der Schwäbischen Alb und andererseits schien es ihm sogar angeraten, in der Anonymität eines kleinen Dor-

fes zu leben, fernab der Gefahren, wie sie eine Großstadt immer in sich barg. Deshalb verschwieg er auch, so gut es ging, seine Anschrift und verwies stets nur auf ein Postfach in Ulm. Auch seine Frau liebte diese Gegend, zumal sie aus dem nahen Oberschwäbischen stammte, aus einem Ort mit dem schönen Namen Grünkraut.

Misselbrünn hatte das Dorfidyll in all den Jahren nie richtig genießen können, auch nicht, als die Tochter, die inzwischen nach München geheiratet hatte, noch klein war. Sein Beruf hatte es notwendig gemacht, oftmals wochenlang unterwegs sein zu müssen. Inzwischen empfand er es zunehmend als lästig, so weit von den Flughäfen München oder Stuttgart entfernt zu wohnen, was jedes Mal eine einstündige Taxifahrt notwendig machte. Manchmal, wenn die Verbindungen günstig waren, nutzte er auch Flüge von und nach Memmingen.

Diesmal hatte das Auto ausgereicht, zumal er nur in Österreich unterwegs sein musste und anschließend einen Abstecher nach Südtirol plante. Außerdem liebte er lange Fahrten mit seinem S-Klasse-Mercedes – auch wenn ihn die Tempolimits inzwischen überall ausbremsten. Bis vor Kurzem hatte er sie meist ignoriert, doch als er im vergangenen Juli mit 140 durch ein 80-km/h-Baustellenlimit gedonnert und geblitzt worden war, hätte er beinahe für einen Monat den Führerschein abgeben müssen. Dann jedoch gelang es seinem Anwalt und einigen Freunden bei Innen- und Justizministerium des dafür zuständigen Bundeslandes, die Sanktionen zu entschärfen: Die Bußgeldbehörde verdreifachte das Bußgeld und verzichtete auf ein Fahrverbot. Wieder einmal hatte sich Misselbrünn in der Bedeutung seines Jobs im Geld- und Finanzwesen bestätigt gefühlt: Geld ist nützlich. Mit Geld ist alles möglich.

Jetzt war er bereits zwei Tage unterwegs, ohne seine Frau am Telefon erreicht zu haben. Mehrfach hatte er sie inzwischen angerufen, sowohl auf dem Festnetz als auch auf dem Handy. Doch jedes Mal hörte er nur den Anrufbeantworter sagen, dass im Moment niemand erreichbar sei.

Auch jetzt versuchte er es vom Auto aus noch einmal. Und wieder erfüllte die Automatenstimme aus der Freisprechanlage den Innenraum des Mercedes. Misselbrünn unterbrach die Verbindung, sah auf die digitale Uhr im Armaturenbrett und blickte dann in den Rückspiegel. Sein Gesicht war fahl, Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Vermutlich, so dachte er, wirkte er heute nicht wie ein 50-Jähriger, sondern ein um Jahre älterer Mann. Er musste sich mehr Ruhe gönnen, sich zurückziehen – und versuchen, die Spuren seines Wirkens unauffällig zu beseitigen.

Johannes Mehlfurt hatte die Adresse, die ihm auf dem jüngsten Speicherchip übermittelt worden war, problemlos gefunden: ein kleines Dörfchen auf der Alb, das offenbar ein Stadtbezirk von Geislingen an der Steige war.

Wieder einmal empfand er die Art und Weise, wie er mit seinem Auftraggeber kommunizierte, als ideal. Das System basierte auf dem Zufallsprinzip der Lottozahlen, sodass niemand im Voraus den Übergabeort für die Speicherchips kennen konnte – weder er noch sein Auftraggeber. Erst wenn die Zahlen am Samstagabend gezogen waren, ergab eine kurze Berechnung, welche der 49 Koordinaten aus dem zweimal jährlich wechselnden Codierungskatalog in dieser Woche Gültigkeit hatten. Im wöchentlichen Wechsel war dies die erste oder letzte Zahl der gezogenen Lotto-Glücksnummern. Ein Vorgehen, das keine digitalen Spuren hinterließ, wusste Mehlfurt. Allerdings lagen

die Übergabepunkte teilweise weit auseinander. Einmal hatte er bis zu einer Autobahntoilette unweit von Crailsheim fahren müssen und befürchtet, in eine Falle gelockt worden zu sein. Meist allerdings waren die Entfernungen deutlich geringer.

Die Aufträge in dieser Woche ließen keine großen Probleme befürchten. Alles Routine. Was er dazu brauchte, hatte er in seinem Alukoffer verstauen können. Bei dem Ehepaar Misselbrünn war er mit einem offiziellen Schreiben als Servicetechniker der Kabelgesellschaft angekündigt worden, von der das Haus mit Telefon, Internet und Fernsehen versorgt wurde. Vermutlich befand sich die Technik im Keller, wo er erfahrungsgemäß ungestört seiner Aufgabe nachgehen konnte. Und selbst wenn Leute wie dieses Banker-Ehepaar dabeistehen würden, könnten sie als technische Laien nicht nachvollziehen, welche angeblichen Verteilersysteme er da austauschte.

Routiniert und souverän, wie er dies seit Jahren tat, holte Mehlfurt seine Utensilien aus dem Kofferraum und ging zu dem schmiedeeisernen Gartentor, das in einen Mauerbogen eingelassen war. Bunte Sommerblumen säumten den Weg. Er drückte den Klingelknopf, an dem es keinen Namen gab – wie üblich in vornehmen Wohngebieten, in denen sich niemand nach außen hin präsentieren wollte. Mehlfurt verglich noch einmal die Hausnummer, um sicherzugehen, dass er hier richtig war. Doch obwohl ihm sein Auftraggeber mitgeteilt hatte, dass Frau Misselbrünn auf ein entsprechendes Anschreiben hin den Termin bestätigt hatte, blieb die Türsprechanlage auch nach dem dritten Klingeln stumm. Nur das aufgeregte Zwitschern der Vögel lag in der Luft. Die anderen Häuser in dieser ruhigen Straße versteckten sich hinter hohen Hecken. Aus



einer Hofeinfahrt schräg gegenüber ragte das Heck eines silberfarbenen Porsches.

Mehlfurt blickte sich um und drückte vorsichtig auf die Metallklinke des Tores. Wider Erwarten ließ es sich öffnen und schwenkte nach innen. Er blieb kurz stehen, dann entschied er, die etwa 20 Meter bis zum Eingang des Hauses zu gehen, dessen mächtiges Vordach von zwei weißen Säulen getragen wurde.

Mehlfurt erspähte mit Kennerblick zwei Überwachungskameras, mehrere Bewegungsmelder und eine rote Alarmleuchte an der Fassade. Vermutlich wurde er auch bereits gefilmt. Damit jedoch musste er so ziemlich bei jedem seiner Aufträge rechnen. Deshalb war es besonders wichtig, die Arbeit so auszuführen, dass frühestens nach einer Woche Verdacht geschöpft wurde. Länger blieben die automatischen Aufzeichnungen der Videoüberwachungskameras meist nicht gespeichert. Allerdings bestand auch die Möglichkeit, dass sie beim Erkennen eines Menschen irgendwohin einen Alarm sendeten, von wo aus ein Sicherheitsdienst die Videobilder direkt sehen konnte. Das war aber meist nur dort der Fall, wo ein Gebäude über einen längeren Zeitraum hinweg leer stand. Deshalb erschien es bei Objekten, die eine besonders gute Sicherung zu befürchten ließen, stets angebracht, sich auf ganz normale Weise und offiziell Zutritt zu verschaffen.

Er staunte dann immer wieder, wie leichtfertig manche Leute ihn ins Haus ließen, wenn er sich als Mitarbeiter einer vertrauenserweckenden Institution ausgab. Am einfachsten klappte es mit der Behauptung, von den Stadtwerken oder dem Stromversorger zu kommen. Zwar wurde er gelegentlich nach einem entsprechenden Ausweis gefragt, doch hatte ihm sein Auftraggeber längst alle wichtigen

Papiere als Fälschungen besorgt. Kritisch wurde es nur, wenn jemand derart misstrauisch war, dass er bei dem jeweiligen Unternehmen telefonisch nachfragen wollte. Bisher jedoch hatte er dies dank seines überzeugenden Auftretens verhindern können.

Er war nur noch ein paar Schritte von dem überdachten Vorplatz des Eingangs entfernt, als er den schmalen Spalt zwischen Tür und Rahmen bemerkte. Er verharrte, um zu überlegen, was dies bedeuten konnte. Die Tür stand tatsächlich einen Spaltbreit offen. Ziemlich leichtsinnig, durchzuckte es ihn. Das Haus war rundum offensichtlich stark gesichert, auf sein Klingeln hin hatte sich niemand gemeldet – und nun war nicht einmal die Tür ins Schloss gezogen?

War es nicht besser, die ganze Aktion abzubrechen? Mehlfurt musste blitzschnell eine Entscheidung treffen.

Misselbrünn hatte Mühe gehabt, sich auf das Gespräch mit dem Banker einer Provinzbank bei Lienz zu konzentrieren. Als ihn der Mann mit dem jugendlichen Lächeln und den reichlich gegelten Haaren durch den langen Flur zum Ausgang begleitete und zum Abschied ein paar kurze unverbindliche Sätze im breitesten österreichischen Dialekt von sich gab, die persönlich klingen sollten, blieb Misselbrünn stehen und sah sein Gegenüber verständnisvoll an: »Wir alle haben unsere Probleme, Herr Simmering – und doch gleichen sie sich. Sie unterscheiden sich nur in Größe und Tragweite.«

Simmering nickte. »Aber glauben S' mir, es fällt uns bei der ländlich strukturierten Bevölkerung besonders schwer, das durch die Finanzkrise verspielte Vertrauen wieder zurückzugewinnen.«

Misselbrünn hatte zwar in seiner Position keinen direkten Kundenkontakt, wusste aber, wie schwer sich die Kollegen sogar in kapitalkräftigen Kreisen taten, Kunden von den neuen und natürlich wohlklingenden Anlageformen zu überzeugen. »Ach, entschuldigen Sie, Herr Simmering«, nahm er die Gelegenheit zu einer persönlichen Bitte wahr, »könnte ich mal kurz telefonieren? Ich mach mir nämlich Sorgen um meine Frau. Ich kann sie seit gestern nicht erreichen und jetzt ...«, er zuckte mit den Schultern, »... scheint auch mein Handy nicht mehr richtig zu funktionieren. Irgendwie hat's mit dem Einloggen ins hiesige Netz nicht richtig geklappt.«

»Kein Problem«, gab sich der Provinzbanker großzügig, »kommen S' kurz in mein Büro.« Er bog in einen Seitengang, an dessen Ende er eine schwere Holztür aufschloss. »Wir gehen direkt hier rein«, sagte er, um anzudeuten, dass er in diesem Fall den Umweg über das Zimmer seiner Sekretärin vermeiden wollte.

»Hier bitte«, bot er seinem Besucher den Platz am Schreibtisch an, wo sich Misselbrünn niederließ.

»Nur die Null vorwählen«, empfahl Simmering und setzte sich auf die lederne Couch, die für Besucher bereitstand.

Misselbrünn tippte die Nummer in das Gerät und lauschte. »Sie hat nämlich nicht gesagt, dass sie verreisen will ...«, murmelte er. »Das beunruhigt mich.«

»Hat sie kein Handy?«, fragte Simmering interessiert nach.

»Doch, natürlich hat sie das. Aber auch da schaltet's auf die Mailbox.« Misselbrünn unterbrach die Leitung und wählte neu, diesmal die Handynummer.

»Haben S' Nachbarn, die mal nachschauen könnten?«, hakte Simmering nach und musste sich gleich eingeste-

hen, dass diese Frage ziemlich naiv war. Ein Mann von der Position eines Misselbrünn wohnte gewiss weit abseits in einem Villengebiet und pflegte keine sozialen Kontakte zur Nachbarschaft.

»Das haben wir schon«, stellte Misselbrünn überraschend fest, »aber es gibt kaum Berührungspunkte. Jeder hat bei uns sein eigenes Reich.« Er verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln und legte den Hörer zurück. »Wieder nichts.« Er stand auf und bedankte sich für die Gelegenheit zum Telefonieren.

»Keine Ursache, Herr Misselbrünn«, sagte der junge Banker und fügte an: »Vielleicht sollten S' mal die örtliche Polizei nachschauen lassen, ob alles in Ordnung ist.«

»Polizei?« Misselbrünn drehte sich im Hinausgehen um. »Was glauben Sie, was das für ein Aufsehen geben würde! Wahrscheinlich findet sich ohnehin eine ganz vernünftige Erklärung«, lächelte er. »Wie halt Frauen manchmal so sind.«

»Auch die brauchen manchmal eine Auszeit«, stimmte ihm Simmering zu, als habe er damit schon bittere Erfahrungen gesammelt.

»Danke jedenfalls«, erwiderte Misselbrünn, »ich hoffe, Sie behalten unser Gespräch in guter Erinnerung.« Er schüttelte seinem Gesprächspartner die Hand und verließ das Gebäude.

Simmering blieb stehen und schaute ihm nach.

Silke Mehlfurt war gleich, nachdem ihr Mann das Haus verlassen hatte, mit ihrem Mercedes SLK-Cabrio losgefahren. Die Strecke von ihrem Wohnort Niederstotzingen, am Rande des Donaurieds gelegen, bis zur Autobahnraststätte Seligweiler bei Ulm-Ost hatte sie innerhalb weni-

ger Minuten zurückgelegt. Sie war es ohnehin gewohnt, spontan etwas zu erledigen. Allein schon ihre Tätigkeit als Handelsvertreterin eines internationalen Kosmetik Konzerns erforderte jede Menge Flexibilität.

Wenn sie jetzt Frank Rimbleton traf, den Mann, den sie seit vielen Jahren kannte und verehrte, dann war dies mehr als ein unverhofftes Rendezvous, dem sie mit gewissem Herzklopfen entgegenfieberte. Wie vereinbart, parkte sie abseits des Rasthauses beim Gebäude der Fastfoodkette. Rimbleton hatte sie gestern Nachmittag auf ihrem Handy angerufen und zu einem »dringenden Gespräch« gebeten. Allein schon diese Formulierung war ihr unangenehm aufgestoßen. Rimbleton pflegte normalerweise einen viel sanfteren Umgangston. Jetzt aber schien es ihr, als habe er ein ernstes Problem.

Wie immer tauchte sein eher unauffälliger silbergrauer Porsche mit dem DLG-Kennzeichen für Dillingen fast auf die Minute genau auf. Der Mann parkte zwei Reihen weiter, stieg aus und kam sofort auf das Cabrio zu. Silke Mehlfurt winkte und bewunderte diese große, stattliche Gestalt. Rimbleton war mit seinen 52 Jahren nur drei Jahre älter als sie, wirkte jedoch jugendlich und mit seinem braun gebrannten Gesicht stets freundlich und ausgeglichen. Er war das uneheliche Kind einer deutsch-amerikanischen Beziehung aus den Zeiten des Kalten Krieges. Seinen Vater, einen GI der US-Armee, hatte er nie kennengelernt. Frank Rimbleton war genau wie Silke bei den Göppinger »Cooke Barracks« zivil in der Verwaltung angestellt gewesen und hatte nach dem Abzug der US-Besatzungsmacht seinen Job verloren.

Er handelte anschließend mit Gebrauchtwagen, verdiente sich offenbar eine goldene Nase damit, indem er nach der politischen Wende den »Ossis« allerlei Schrottkü-

bel andrehte, die mit ihrem fürstlich in deutsche Westmark umgetauschten Geld gerne Unsummen für eine zehn Jahre alte Luxuslimousine hinblättern. Inzwischen, so schien es Silke Mehlfurt, war er ziemlich erfolgreich auf dem Versicherungssektor tätig. Aber nicht nur dort.

Dass sie sich in all den Jahren nie aus den Augen verloren hatten, war ein Zeichen gegenseitiger Sympathie. Zu mehr hatte es zu Silkes Bedauern damals nicht gereicht – und so waren sie ihrer eigenen Wege gegangen, bis Frank eines Tages plötzlich wieder anrief, und sie sich irgendwann Ende der 90er-Jahre zu einem Treffen im Autobahnrasthaus Seligweiler verabredeten und sich näherkamen.

Es war deshalb auch nicht bei diesem einzigen Treffen geblieben – und das Rasthaus zum Symbol ihrer aufgeflamnten Liebe geworden. Ihr Job als Handelsvertreterin bot ihr schließlich genügend zeitlichen Spielraum für ein heimliches Abenteuer. Frank war aufgeschlossen für alles – nicht so verbissen und verklemmt wie Johannes, der überdies manchmal tagelang nicht nach Hause kam, dann meist wenig redete und verschlossen wirkte.

Frank hingegen gab sich großzügig, konnte lachen und blödeln und schien alle Zeit der Welt zu haben. Silke genoss seine Nähe, seinen Charme, seine Zärtlichkeiten und freute sich auf die Nächte, die sie viel zu selten gemeinsam in seiner Wohnung am Ufer der Donau verbrachten.

Jetzt aber, das spürte sie, lag etwas zwischen ihnen. Etwas, das Franks Stimmung völlig verändert hatte. Als er zu ihr in den Wagen stieg, ließ sie das Verdeck des Cabrios zugleiten. Sie küssten sich flüchtig, seine Umarmung war herzlich. »Liebes«, versuchte er seine Stimme wie üblich sanft und ruhig klingen zu lassen, »es tut mir unendlich leid, dich ein bisschen beunruhigt zu haben.«